

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

MIRANDA JULY — ES FINDET DICH

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON CLARA DRECHSLER
UND HARALD HELLMANN

MIT FOTOGRAFIEN VON
BRIGITTE SIRE

DIOGENES

Titel der 2011
bei McSweeney's, San Francisco,
erschienenen Originalausgabe:
»It Chooses You«
Copyright © 2011 by Miranda July
All rights reserved
Umschlagfoto von Brigitte Sire
Copyright © Brigitte Sire

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2012
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/12/4/1
ISBN 978 3 257 02097 7

**FÜR JOE
UND CAROLYN PUTTERLIK**

In den ersten beiden Jahren, die wir zusammen waren, schlief ich jede Nacht bei meinem Freund, schaffte aber kein einziges Kleidungsstück, nicht ein Söckchen, nicht eine Garnitur Unterwäsche, in seine Wohnung. Das bedeutete, dass ich tagelang dieselben Kleider trug, bis ich endlich dazu kam, in meine verwahrloste kleine Höhle ein paar Straßen weiter zurückzugehen. Nachdem ich mir frische Sachen angezogen hatte, spazierte ich dann wie in Trance herum, hypnotisiert von dieser Zeitkapsel meines Lebens vor ihm. Alles war noch so, wie ich es zurückgelassen hatte. Bei manchen der Lotions und Shampoos hatten sich die Bestandteile in wächserne Schichten getrennt, aber im Badezimmerschränkchen lagen immer noch die extra-extra-großen Kondome meines Exfreunds, mit dem der Verkehr schmerzhaft gewesen war. Ein paar Lebensmittel hatte ich weggeworfen, doch die haltbaren, die weißen Riesenbohnen, der Zimt und der Reis, warteten alle auf den Tag, da ich mich erinnern würde, wer ich eigentlich war, eine alleinstehende Frau, und heimkehren würde, um ein paar Bohnen einzuweichen. Als ich schließlich doch irgendwann meine Kleider in schwarze Plastiksäcke stopfte und zu ihm verfrachtete, fühlte ich mich ziemlich verwegen – so wie damals, als ich mir in der Highschool die Haare abgeschnitten hatte oder als ich die Uni schmiss. Es war unüberlegt und konnte nur böse enden, aber scheiß drauf.

Mittlerweile lebe ich seit vier Jahren bei meinem Freund (die beiden Jahre, die ich dort ohne meine Kleidung gewohnt habe, nicht eingerechnet), und wir sind verheiratet,

daher betrachte ich sein Haus nun als mein Haus. Oder so gut wie. Ich bezahle weiterhin die Miete für die kleine Höhle, und fast alles, was ich besitze, ist dageblieben, unangetastet. Nur die extra-extra-großen Kondome habe ich letzten Monat entsorgt, nachdem ich mir lange den Kopf darüber zerbrochen hatte, wie ich sie gefahrlos einem Obdachlosen mit großem Penis schenken könnte. Ich behalte die Wohnung, weil die Miete günstig ist und ich dort schreibe; sie ist jetzt mein Büro. Und die weißen Bohnen, der Zimt und der Reis lassen sozusagen das Licht für mich an, für den Fall, dass alles in einer Katastrophe endet oder ich mich auf einmal besinne und zurückkehre zu meiner angestammten Position als der einsamste Mensch, der je gelebt hat.

Diese Geschichte spielt 2009, unmittelbar nach unserer Hochzeit. Ich schrieb im »kleinen« Zuhause an einem Drehbuch. Ich schrieb am Küchentisch oder in meinem alten Bett mit den Laken aus dem Secondhand-Laden. Besser gesagt – jeder, der in jüngster Zeit etwas zu schreiben versucht hat, kennt das – hätte ich an diesen Orten wunderbar schreiben können, klickte mich aber stattdessen durchs Internet. Es hatte eine gewisse Berechtigung, weil eine der Figuren in meinem Film ebenfalls an etwas werkelte, einer Choreographie nämlich, sich aber, anstatt zu tanzen, auf YouTube Tänze anschaute. Meine Bummelei war also gewissermaßen Recherche. Als wüsste ich nicht längst, wie sich das anfühlte: so, als sähe ich mich selbst aufs offene Meer hinaustreiben, zu fasziniert von den Wellen, um nach Hilfe zu rufen. Ich war neidisch auf ältere Schriftsteller, die in ihrer Disziplin sattelfest werden konnten, ehe das Web kam. Ich hatte es davor nur auf ein Drehbuch und ein Buch gebracht.

Das Lustige an meiner Bummelei war, dass ich das Drehbuch beinahe fertig hatte. Ich war wie ein Mensch, der Drachen besiegt und Gliedmaßen eingebüßt und Sümpfe durchquert hatte und nun endlich das Schloss vor sich sah. Ich konnte bereits, winzig klein, Kinder erkennen, die vom Balkon aus mit Fähnchen winkten – ich musste nur noch ein Feld überqueren, um sie zu erreichen. Doch da war ich plötzlich sehr, sehr müde. Die Kinder trauten ihren Augen nicht, als ich auf die Knie sank und dann vornüber aufs Gesicht schlug, mit weitgeöffneten Augen. Ich lag reglos da und beobachtete den emsigen Ameisenverkehr vor einem Erdloch, und ich wusste, dass wieder aufzustehen mir tausendmal mehr abverlangen würde als der Drache oder der Sumpf, daher versuchte ich es erst gar nicht. Ich klickte mich einfach von einer Sache zur nächsten zur nächsten.

Der Film handelte von einem Paar, Sophie und Jason, das einen sehr alten und kranken Straßenkater namens Paw Paw adoptieren will. Der Kater wird rund um die Uhr betreut werden müssen wie ein neugeborenes Baby, allerdings für den Rest seines Lebens; das können sechs Monate sein, oder auch fünf Jahre. Ihren guten Absichten zum Trotz graut Sophie und Jason vor dem drohenden Verlust ihrer Freiheit. Deswegen streichen beide einen Monat vor der Adoption sämtliche Ablenkungen aus ihrem Leben – sie kündigen ihre Jobs und ihren Internetanschluss – und konzentrieren sich ganz auf ihre Träume. Sophie möchte einen Tanz choreographieren, Jason engagiert sich in einer Umweltinitiative und verkauft Bäume von Tür zu Tür. Während der Monat verstreicht, erfasst Sophie eine fortschreitende, beschämende Lähmung. In einem Moment der Verzweif-

lung beginnt sie eine Affäre mit einem Fremden – Marshall, einem spießigen Fünfzigjährigen aus dem San Fernando Valley. In seiner Suburbia-Welt muss sie nicht sie selbst sein; solange sie dort bleibt, wird sie es nie mehr versuchen (und daran scheitern) müssen. Für Jason steht die Zeit still, als Sophie ihn verlässt. Er bleibt bei 3 Uhr 14 hängen und hat nur noch den Mond zum Reden. Der Rest des Films schildert dann, wie sie zu sich selbst finden und nach Hause kommen.

Vielleicht, weil mir selbst ein wenig das Selbstvertrauen fehlte, als ich an dem Drehbuch schrieb, und weil ich gerade geheiratet hatte, geht es in dem Film letztlich um den Glauben, in erster Linie um den Alptraum, keinen zu haben. Es war erschreckend leicht, sich eine Frau auszumalen, die an sich selbst scheitert, aber an Jasons Storyline biss ich mir die Zähne aus. Zu seinen Szenen fiel mir nichts ein. Eins wusste ich: Am Ende des Films würde ihm aufgehen, dass er die Bäume nicht verkaufte, weil er glaubte, es nütze etwas – er war sogar sicher, dass es dafür längst zu spät war –, sondern weil er diesen Ort, die Erde, liebte. Es war ein Akt der Hingabe. Ein bisschen wie schreiben oder jemanden lieben – manchmal weiß man nicht, ob es sich lohnt, aber daran festzuhalten kann mit der Zeit unerwartet sinnstiftend sein.

Ich kannte also den Anfang und das Ende – ich musste mir nur einen glaubwürdigen Mittelteil zusammenphantasieren, den Teil, in dem Jasons Klinkenputzen ihn in Kontakt zu Fremden bringt, vielleicht sogar in ihre Häuser, wo er eine Reihe interessanter, brüllend komischer oder transformativer Gespräche führt. Diese Dialoge gingen mir sogar leicht von der Hand; ich schrieb sechzig verschiedene Entwürfe zu sechzig verschiedenen Baumverkaufsgesprä-

chen, und jedes einzelne hatte ich wirklich genial gefunden. Jedes Mal war ich überzeugt gewesen, das Puzzleteil gefunden zu haben, das zur brüllend komischen, transformativen Vollendung der Geschichte noch gefehlt hatte. Jedes Mal hatte ich reumütig in mich hineingeglückt, wenn ich das Drehbuch stolz Leuten mailte, an deren Meinung mir etwas lag, und mir dabei gedacht: Puh, manchmal kann es ja etwas dauern, aber wenn man den Glauben nicht verliert und dranbleibt, kommt am Ende doch das Richtige des Weges. Jeder dieser E-Mails schickte ich einen Tag, manchmal auch nur eine Stunde später weitere E-Mails hinterher – »Betreff: Nicht den Entwurf lesen, den ich dir geschickt habe!! Neue Fassung folgt bald!!«

So viel zum Glauben. Ich lag auf dem Feld und sah den Ameisen zu. Ich googelte meinen eigenen Namen, als würde die Antwort auf mein Problem sich in irgendeinem Blog verstecken, in dem man lesen konnte, wie nervig ich war. Alkohol hatte ich nie ganz verstanden, was die meisten Menschen befremdete, aber wenn ich jetzt abends vom »kleinen« Zuhause heimkam, sprach ich möglichst nicht mit meinem Mann, bevor ich ein Schlückchen Wein getrunken hatte. Ich hatte 35 Jahre lang in intensivem Einklang mit mir selbst gelebt, und jetzt hatte ich genug davon. Ich diskutierte mit anderen über Alkohol wie über eine neue Teesorte, die ich bei Whole Foods entdeckt hatte: »Es schmeckt eklig, aber es macht einen entkrampfter *und* angenehmer im Umgang – probiert es mal aus!« Außerdem entwickelte ich eine freudlose Vorliebe für Hausarbeit. Ich spülte Geschirr, und zwar laut. Ich kochte aufwendige Mahlzeiten, die ich mit giftiger Gequältheit auftischte. Anscheinend war das alles, wozu ich momentan imstande war.

Ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie nachvollziehen können, warum ich mich so auf die Dienstage freute. Dienstag war der Tag, an dem das *PennySaver*-Heftchen in der Post war, versteckt zwischen den zahllosen Gutscheinen und anderen Werbeprospekten. Ich las es beim Mittagessen, und zwar – da ich es nicht besonders eilig hatte, mich wieder ans Nicht-Schreiben zu machen – für gewöhnlich in einem Zug von vorn bis zu den Immobilienanzeigen ganz hinten. Ich studierte jedes Angebot eingehend, nicht als Käuferin, sondern als neugierige Bürgerin von Los Angeles. Jede Anzeige war wie ein sehr kurzer Zeitungsartikel. Letzte Neuigkeiten: In L. A. verkauft jemand eine Jacke. Die Jacke ist aus Leder. Außerdem groß und schwarz. Der Anbieter schätzt ihren Wert auf zehn Dollar. Der Anbieter ist sich aber nicht allzu sicher, was den Preis betrifft, denn er wäre auch bereit, andere, niedrigere Preise in Betracht zu ziehen. Ich wollte mehr wissen darüber, wie der Lederjacken-Anbieter dachte, wie er so den Tag verbrachte, über seine Hoffnungen und seine Ängste – aber davon stand nichts da. Dafür stand dort seine Telefonnummer.

Hier hatten wir einerseits mein erzählerisches Problem mit Jason und den Bäumen, und andererseits diese Telefonnummer. Die ich unter anderen Umständen niemals gewählt hätte. Ich brauchte definitiv keine Lederjacke. Aber an jenem Tag wollte ich auf keinen Fall wieder an den Computer. Nicht nur wegen des Drehbuchs, auch wegen des Internets und seiner Sogwirkung. Also griff ich zum Hörer. Ein unausgesprochener Grundsatz bei Kleinanzeigen besagt, dass man die Nummer nur anrufen darf, um über den angebotenen Artikel zu reden. Aber es gilt auch immer noch ein anderer Grundsatz, und zwar der, dass wir in einem freien Land leben, und ich legte es darauf an,

meine Freiheit zu fühlen. Vielleicht war es meine einzige Gelegenheit für heute, mich frei zu fühlen.

In meiner paranoiden Welt glaubt jeder Ladenbesitzer, ich würde stehlen, jeder Mann hält mich für eine Prostituierte oder eine Lesbe, jede Frau hält mich für eine Lesbe oder für arrogant, und jedes Kind und jedes Tier erkennt, wie ich wirklich bin, nämlich böse. Daher achtete ich, als ich anrief, darauf, nicht ich selbst zu sein. Ich erkundigte mich nach der Lederjacke mit einer Stimme, die ich dem kleinen Beaver aus der Sitcom *Leave It To Beaver* entlehnt hatte. Ich hoffte auf die gleiche amüsierte Toleranz, mit der man ihm begegnete.

Am anderen Ende war ein Mann mit einer gedämpften Stimme. Mein Anruf überraschte ihn nicht, natürlich nicht, er hatte ja die Anzeige aufgegeben.

»Sie ist noch zu haben. Sie können mir ein Angebot machen, wenn Sie sie gesehen haben«, meinte er.

»Okay, super.«

Eine Pause entstand. Ich berechnete die ungeheure Entfernung zwischen dem Gespräch, das wir führten, und dem Punkt, zu dem ich wollte. Dann sprang ich.

»Eigentlich hab ich mich gefragt, ob ich, wenn ich vorbeikomme, um mir die Jacke anzusehen, auch ein Interview mit Ihnen machen könnte, zu Ihrem Leben, überhaupt zu Ihrer Person. Ihre Hoffnungen, Ihre Ängste...«

Meine Frage ertete die Art von Schweigen, die schrillt wie ein Alarm. Ich fügte rasch hinzu: »Natürlich würde ich Sie für Ihren Zeitaufwand entschädigen. Fünfzig Dollar. Es würde nicht mal eine Stunde dauern.«

»Okay.«

»Okay, super. Wie heißen Sie?«

»Michael.«